

Ella war die Schwierigste

Und Thelonious so schüchtern: William Claxton über seine Jazz-Fotografien

Nach 40 Jahren wird „Jazzlife“ nun endlich neu aufgelegt. Was bedeutet Ihnen das Buch heute, für das Sie die Fotos machten und der deutsche „Jazzpapst“ Joachim Ernst „Joe“ Berendt die Texte verfasste?

Ich bin sehr glücklich, auch weil es endlich dreisprachig, nicht nur auf Deutsch erschienen ist. Joe sagte immer: Ach, die englische Fassung kommt bald, aber passiert ist es nie. Es gibt viel mehr Abbildungen, es ist groß. Und sehr schwer. Man muss Gewichtheber sein. So mag es Benedikt Taschen. Außerdem sollten die Fotos damals vor allem den Text illustrieren. Daher wurden sie nahe an die erwähnten Personen gestellt und entsprechend angepasst. Als Textbegleitung war das natürlich gute Arbeit – aber um die Arbeit eines Fotografen zu zeigen, war die erste Fassung nicht so gut. Schließlich komponiere ich meine Fotos, das ist mir wichtig.

Die Fotos wirken im Gegensatz zum Text auch nicht gealtert.

Ja, der Text beschreibt eine Zeit, die lange vergangen ist. Gültig ist aber nach wie vor Joes tiefes Verständnis von Jazz, und dass er ihn wirklich gut erklären konnte. Ich habe Joe ja erst kennen gelernt, als wir die Reise vorbereiteten und übers Land fuhr. Er hat leidenschaftlich gern doziert. Autofahren konnte er allerdings nicht für fünf Cent. Also sagte ich: Ich fahre, du redest. Das hat er auch ausgiebig getan, aber ich habe viel gelernt.

In ihrem Vorwort klingt manches abenteuerlich, etwa wenn Professor Berendt in den Zeiten der Segregation unbedingt schwarze Frauen kennen lernen will.

Ich habe ihm gesagt: Das ist in Ordnung, Joe, solange wir in New York sind, vielleicht noch in Los Angeles. Aber im Süden bei den Rednecks jagt man uns aus der Stadt, steckt uns ins Gefängnis oder noch schlimmer. Er war völlig überrascht. Aber er hat sich benommen.

Es gab also keine Schwierigkeiten?

Eigentlich nicht. Wir hatten im Süden zudem einen Jazzprofessor dabei, Richard Allen, der uns in seinem Südstaaten-Slang erklärte, wohin wir besser nicht gehen sollten. Es gab durchaus Gegenden, wo die Schwarzen nicht so gerne Weiße sehen wollten. Die Weißen andererseits hatten oft noch diese ganz alte Bindung: Wir lieben unsere Schwarzen. Wie ein Haustier. Die liebten sie auf ihre Art durchaus. Aber gesund war das natürlich nicht.

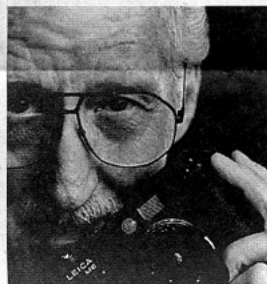
Hatten Sie in den abgelegenen Gebieten des Südens – wie etwa auf den Sea Islands vor Georgia – das Gefühl, Eindringlinge zu sein?

Es hat sich schon auch seltsam angefühlt. Wir suchten zum Beispiel eine bestimmte Kirche und die Schwarzen, die wir trafen, hatten einfach Angst, mit uns zu reden. Joe hat zwei Flaschen Whisky gekauft, weil man ihm gesagt hatte, das sei die richtige Art, sich vorzustellen. Es war Sonntagmittag und alle nahmen ein paar Drinks, Frauen und Männer, und dann haben sie für uns getanzt. Sie haben über Joes Rekorder und meine Kamera ge-

William Claxton

Der Fotograf, geboren 1927 in Kalifornien, arbeitete an Filmsets und in der Modebranche – berühmt wurde er aber mit Jazz-Aufnahmen, die die Klischees schwitzender Gesichter und rauchiger Nachtclubs vermieden.

Der Taschen Verlag veröffentlicht die Neuauflage von „Jazzlife“ (696 S., 150 Euro, inkl. Bonus-CD). Claxton war dafür 1960 mit dem deutschen „Jazzpapst“ Joachim E. Berendt durch die USA gereist. „Jazzlife“ war lange vergriffen und gilt mit zwei Millionen verkaufter Exemplare als bestverkauftes Musikbuch überhaupt.



William Claxton,
die Leica fest im Griff

staunt. Alle waren sehr, sehr freundlich. Aber sie hatten fast etwas von Aborigines, weil sie ewig nicht von ihren Inseln weggekommen waren.

Waren Sie für die Fotos auf solche Zufälle angewiesen?

Außer auf den Inseln gar nicht. Joe war sehr organisiert. In den großen Städten hatte er die Nummern der entscheidenden Leute, Musikdozenten, Sammler, Plattenhändler. So erfuhren wir von schwarzen Beerdigungen mit Session und Marching Band. Wir konnten auf diese Weise die Züge zum Friedhof und zurück fotografieren, wo die Musiker dann fröhliche Musik spielten und die Leute tanzten, was großartige Bilder ergab. Meist waren wir auch noch auf die anschließenden Parties eingeladen. Es gefiel den Leuten, dass Joe aus Europa war, und er war ein großartiger Gast.

Sie haben zu Highschool-Zeiten, Ende der 40er, angefangen, Musiker zu fotografieren und schon als Teenager Duke Ellington kennen gelernt. Big Bands sind ihre große Liebe. Dafür waren die 50er keine gute Zeit.

Sogar sehr schlecht. Als Joe und ich in Las Vegas waren, gab es noch wunderbare, große Shows mit großen Stars. Das war, bevor es zu Disneyland wurde. Man konnte Sammy Davis Jr. sehen, Marlene Dietrich oder Lena Horne. Wir fuhren den Strip entlang und lasen in riesiger Schrift „Marlene Dietrich“. Darunter, klein, „Louis Armstrong und seine Band“. Etwas weiter die Anzeige für irgendeinen anderen Star „...“ und in der Lounge spielt für Sie Duke Ellington und sein berühmtes Orchester“. Wir gingen natürlich hin. Duke war sehr deprimiert: „Wir sind an die Bar verbannt. Es heißt zwar Duke Ellington und Orchester, aber mich kriegen sie nicht. Ich las-

se nur mein Orchester spielen.“ Das Ende der Big-Band-Ära machte ihn bitter. Er fand zu Recht, dass er der Star des Abends hätte sein sollen.

Wie unterscheiden Sie inhaltlich zwischen Schwarzweiß und Farbe? Es scheint, als hätten Sie für die New Yorker Avantgarde wie John Coltrane mehr Schwarzweiß und im Süden mehr Farbe verwendet.

Nein, ich mag Schwarzweiß einfach lieber, weil es abstrakter und daher reduzierter ist – nur Schwarz, Grautöne und Weiß. Mit Farbe gibt es zu viele Ablenkungen. Für manche Gegenden oder Anlässe, wie die Paraden in New Orleans, war Farbe aber sehr wichtig, weil die Situationen so farbenfroh waren. Auch die Uniformen und die Blechblasinstrumente, die in der heißen Sonne glitzern. Selbst die Häuser haben wilde, bunte Farben, der afrikanische Einfluss ist sehr stark. Schließlich die so genannten Second Liners, die kein Instrument spielen und daher tanzen wie verrückt, mit Sonnenschirmen, Marabufedern und Puppen – man denkt, das sei etwas Feminines, aber das sind sehr männliche, harte Typen.

Sie waren, als „Jazzlife“ entstand, schon ein bekannter Fotograf, der mit vielen Stars gearbeitet hatte.

Ich habe gearbeitet wie verrückt. Leider haben die Leute damals, vor allem die Plattenfirmen, gern vergessen, Fotografen zu bezahlen. Ich war dauernd in Schwierigkeiten. Das hat sich geändert, als ich für Filme arbeitete. Am Set und kleine Geschichten, wie Steve McQueen, der auf dem Motorrad vorfährt – abgedroschenes Zeug eigentlich. Jedoch hatte ich den Ruf, gut mit schwierigen Leuten klarzukommen.

Vermutlich, weil die Jazzmusiker Sie gut trainiert haben?

Oh ja, das kann man sagen. Die Schwierigste von allen war Ella Fitzgerald. Es störte sie nicht, wenn sie auf der Bühne sang oder im Studio. Aber wenn sie für ein Porträt sitzen oder posieren musste – du liebe Güte. Sie fand, sie sei hässlich und übergewichtig und war überhaupt sehr unglücklich mit sich selbst. Frank Sinatra war auch nicht leicht, aber im Umgang sehr nett.

Auch Thelonious Monk hatte diesen Ruf. In „Jazzlife“ lächelt er meist und einmal sieht man ihn am Flügel, wo er etwas albern und trotzdem sehr cool unterm Hütchen hervorragt.

Er war betrunken. Thelonious hat sich unwohl gefühlt und wollte es schnell hinter sich bringen. Ich dachte: OK, essen wir erstmal zu Mittag. Zwei Uhr, für ihn Frühstück. Er fand, wir sollten Champagnercocktails probieren. Danach waren wir etwas angeschlagen. Wir fanden diesen leeren Ballsaal mit dem Flügel. Monk fing sofort an, lustige, kleine Figuren zu spielen. Er war richtig gut drauf und das war das Schwierige: Ihn dazu zu bringen, überhaupt zu kommunizieren. Im Hintergrund wischte der Hausmeister den Boden und kümmerte sich nicht drum. Und später, am Abend, gab Monk ein großartiges Konzert.

Das Interview führte Markus Schneider.